

Gesprächsbereit

Lesen bildet, unterhält und wühlt auf. Die Kunst besteht darin, sich einem Buch unvoreingenommen hinzugeben. Darauf setzt auch das Anne Frank Zentrum bei einer lebendigen Bibliothek mit Flüchtlingen. Unterwegs in Greifswald und Königstein.



Europas größte Bergfestung ist in dichten Nebel gehüllt. In Königstein will Juliane Dietrich mit Klischees aufräumen.

Von Tom Waurig

Nicht länger als eine Minute dauert die Überfahrt. Mit einer gekonnten Bewegung des Ruders lässt der Fährmann das Schiff an den gegenüberliegenden Anleger gleiten. Über 130 Meter ist die Elbe an dieser Stelle breit. Kilometerlang durchschneidet der Fluss die beeindruckende Landschaft des Elbsandsteingebirges. Gegenüber des Königsteiner Stadtzentrums liegt der Ortsteil Halbestadt. Die gleichnamige, schmale Teerstraße, an der vereinzelt Häuser stehen, führt durch eine Allee mit tiefhängenden Eichen. Juliane Dietrich steuert zielstrebig einen gelblichen Dreigeschosser an, den Ortsunkundige dort nicht unbedingt vermuten würden. Allein der achteckige Turm überragt die saftig grünen Baumkronen und ist vom Campingplatz auf der anderen Elbseite zu sehen.

Ansonsten ist das 8000 Quadratmeter große Grundstück durch den dichtbewachsenen Laubwald abgeschirmt. Für Oktober organisiert die gelernte Sozialpädagogin dort eine lebendige Bibliothek – ein besonderes Gesprächsformat, bei dem Menschen ihre Erinnerungen teilen, ihr Tagebuch öffnen und selbst daraus vortragen. Es ist allerdings keine Lesung, sondern mehr eine halbstündige Zusammenfassung, bei der die Zuhörer selbst entscheiden, welche Kapitel sie besonders interessieren. Diese Szenerie schafft den Rahmen, um mit klug gestellten Nachfragen zwischen den Zeilen zu lesen. Entstanden ist die Idee vor zwanzig Jahren in Dänemark, um sich in der direkten Konfrontation Vorurteilen zu stellen.

Wie aus Unkenntnis Ablehnung werden kann, weiß Organisatorin Juliane Dietrich gut. Seit Längerem schon arbeitet sie für das Netzwerk der Dritten Generation Ostdeutschland an Wendebiografien und kennt daher auch die gängigen Klischees gegenüber Ex-DDR-Bürgern. Nun will sie mit Jugendlichen über Fluchterfahrungen sprechen – sowohl länger zurückliegende Geschichten als auch ganz neue. Dietrich wurde 1982 in Zittau geboren. Im letzten Jahr zog sie mit ihrem Mann von Potsdam zurück in die sächsische Heimat, genauer nach Gohrisch – ein kleines Dorf inmitten der Sächsischen Schweiz. Die Einwohnerzahl ist mit 2000 recht überschaubar. Zwei Stunden investiert sie täglich in die Vorbereitungen. Für die entlegene Lokalität hat sie sich dabei ganz bewusst entschieden.

Im Jugendalter von Zuhause weg

Hugo Jensch ist mit der Geschichte um Königstein-Halbestadt ebenso vertraut. Der 88-Jährige lebt in Pirna, gut zwanzig Autominuten entfernt. Geboren wurde er in einem Vorort von Łódź, Polen. Um dem Einmarsch der Roten Armee zu entgehen, floh er mit 15 nach Berlin, wo er das verlustreiche Ende des Krieges erlebte. Ihm wurde bald klar, dass er seine Heimat so schnell nicht wiedersehen wird. In den frühen Nachkriegsjahren fand er Arbeit in einem landwirtschaftlichen Betrieb bei Eberswalde, die er wenig später gegen ein zweijähriges Lehrstudium in Babelsberg und ein monatliches Neunzig-Mark-Stipendium eintauschte. Mit seinen Zuckerrationen

handelte er auf dem Schwarzmarkt, um an Geld für Bücher zu kommen. Das Lesen ist ihm geblieben, bis heute.

Die dicken Einbände in seiner hölzernen Schrankwand zeigen, wie groß sein Drang nach Wissen ist. Jensch lehnt in einem breiten Sessel, die Armpolster mit Lammfell abgedeckt. Das eine Bein ist über das andere geschlagen. Wie ein gealterter Professor philosophiert er über das Leben, im Hintergrund spielt klassische Musik. Seine Sätze enden häufig auf „nicht wahr“, ohne tatsächlich eine Antwort zu verlangen. Unter seine durchdachten Ausführungen mischt sich an der einen oder anderen Stelle ein breites Grinsen. Immer wieder streicht er sich mit der flachen Hand über die wenigen Haare. Von seinem Balkon im zehnten Stock eröffnet sich bei gutem Wetter ein malerischer Blick auf die prächtigen Felsformationen der Sächsischen Schweiz.

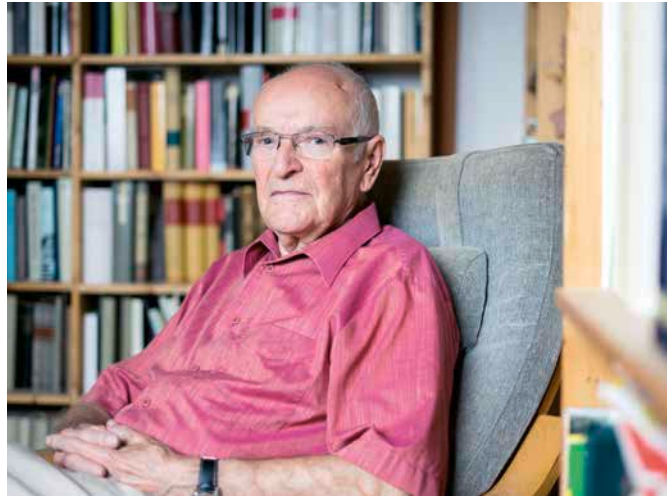
Als Geflohener sieht sich Jensch nicht, „ausgerissen“ treffe es besser. Der Senior ist skeptisch, ob Jugendliche sich von seinen persönlichen Erzählungen mitreißen lassen würden. Das Lehrerdasein hat ihn dahingehend geprägt. 1950 trat er seinen Schuldienst in Pirna an. Nicht mehr als zwei Kartons, seine Kleidung, die er am Leib trug, und einen kleinen Rucksack besaß er damals. Die Geschichte des Landkreises beschäftigte ihn von Beginn an. Seine Forschungen publiziert er in Büchern oder stellt sie auf die eigene Internetseite. „Kinder stellen ihren Eltern viel zu wenige Fragen – früher und heute“, sagt Jensch. Die Lehrerschaft ist also besonders gefordert. Berufskollegen sollen von dem profitieren, was er zusammenträgt.

Auf und davon und wieder zurück

In Israels Gedenkstätte Yad Vashem hat er beispielsweise die Geschichte seiner Nachbarn aus Kindertagen recherchiert. Die schrecklichen Szenen, wie jüdische Familien von SS-Kommandos zusammengetrieben wurden, hat er über die Jahrzehnte nicht vergessen können. Dafür waren ihm ihre Gesichter zu vertraut. „Juden heben sich nur dadurch von anderen ab“, meint Jensch, „dass sie von den Nazis auf die Todesliste gesetzt wurden“. Mindestens zwölf jüdische Familien lebten zur Zeit der Machtergreifung Hitlers in Pirna. Der bald Neunzigjährige kennt Geburtsdaten, Mädchennamen und Fluchtgeschichten. Obendrein pflegt er Kontakt zu ihren Nachfahren auf der ganzen Welt.

Eines der ersten Opfer war der Dentist Max Tabaschnik. An seiner Geschichte ist Juliane Dietrich besonders interessiert. Nach einer Hausdurchsuchung, die nichts Verdächtiges zutage bringt, wird Tabaschnik im März 1933 verhaftet und später im KZ Königstein-Halbestadt interniert. In den frühen zwanziger Jahren diente das alte Sägewerk den Naturfreunden, später dem „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“. Nach der Enteignung durch die Nationalsozialisten wurde das sogenannte Schutzhaftlager allerdings schon im August 1933 wieder aufgelöst, weil die Gerüchte innerhalb der Bevölkerung zunahmen. Die Schreie der gefolterten Häftlinge wären bis über die Elbe zu hören, hieß es damals.

Auch Tabaschnik durchlebt furchtbare Qualen, wird brutal zusammengeschlagen und erniedrigt. Tagelang lassen ihn die SA-Wachen ohne Wasser und Brot zurück. Unter der körperlich schweren Arbeit im Steinbruch bricht er schließlich zusammen. Nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus steht er weiter unter ständiger Polizeikontrolle. Dennoch gelingt ihm ein Fluchtversuch in die Tschechoslowakei. Nachdem er mit seiner Familie nach England übersiedelt und nach Kriegsende zunächst in Augsburg



Hugo Jensch musste im Krieg seine polnische Heimat verlassen.

lebt, kehrt Tabaschnik im März 1948, 15 Jahre nach seiner Verhaftung durch die Nationalsozialisten, nach Pirna zurück und nimmt seine Arbeit als Zahnarzt wieder auf.

Im Oktober wird Jensch einen ganzen Tag lang darüber sprechen – an dem Ort, wo sein Protagonist gefangen gehalten wurde. Erst 1993 fiel das Haus wieder in die Hände des ursprünglichen Eigentümers. Die Naturfreunde schufen ein Familienferienheim mit Platz für 95 Gäste. Zur Erinnerung an die wechselvolle Geschichte sind in einem langen Flur mehrere Bilderrahmen angebracht. Draußen steht ein Gedenkstein. Als das KZ geschlossen wurde, nutzten es die Nationalsozialisten als Lazarett, später war es Kriegsgefangenenlager. Mit dem Sieg der Alliierten fanden drei Flüchtlingsfamilien dort ein neues Zuhause, bis 1949 die FDJ einzog. Alsbald entstand eine Jugendherberge, die am Ende in einem katastrophalen Zustand war. Das durch die DDR-Wirtschaft marode gewordene Gebäude ließ in den Neunzigern keine Sanierungsarbeiten mehr zu.

Zeitzeugen: Intimität des Erzählens

Der Begegnungscharakter steht sinnbildlich für die Philosophie der neuen Besitzer und macht den Ort besonders. An den Holzgarnituren im Garten werden Hugo Jensch kleinere Grüppchen mit maximal drei Jugendlichen gegenüber sitzen. Dreißig Minuten sind für jedes Gespräch vorgesehen. Acht Zeitzeugen haben sich schon bei Dietrich gemeldet, doppelt so viele sollen es im Oktober sein. Die willigen Erzähler bereitet sie entsprechend vor – auf naive Fragen, Provokationen oder die knappe Zeit. „Es besteht die Gefahr, dass ein alter Mann ins Reden kommt“, ergänzt Jensch lächelnd. Skeptisch bleibt er aber noch aus einem anderen Grund: Den Jugendlichen fehle es an der nötigen Vorstellungskraft, um solch lange zurückliegende Erzählungen überhaupt fassen zu können.

Dietrich unterstreicht hingegen den Nutzen eines authentisch vorgetragenen Zeitzeugenberichtes. Zwei zehnte Klassen werden am Projekt teilnehmen, 50 Schüler etwa. Dietrich kooperiert dafür mit der Oberschule in Königstein. Geschichtslehrerin Christina Fischer bereitet die Jugendlichen in ihrem Unterricht vor – Migration und Flucht stehen im Frühherbst auf dem Stundenplan. Den Anstoß für die lebendige Bibliothek gab das Berliner Anne Frank Zentrum, dessen Mitarbeiter beratend... ▶



Christine Dembski (links) und Anette Riesinger versprechen sich von dem Projekt einen positiven Effekt für die Stadt.



... zur Seite stehen. Vier Städte wurden letztlich ausgewählt. Die Projektverantwortlichen Bianca Ely und Christine Wehner wollten vor allem kleinere Gemeinden erreichen und legen Wert darauf, dass sich kommunale und zivilgesellschaftliche Akteure gemeinsam an der Umsetzung beteiligen.

Asylkritik und Neonazi-Parolen

Neben dem sächsischen Königstein gehören Kyritz/Wusterhausen, Fürstenwalde und Greifswald zu den Auserwählten. In der Hansestadt kümmert sich ein Dreiergespann um das Vorhaben: Gleichstellungsbeauftragte Ines Gömer, Christine Dembski, Koordinatorin des Präventionsrates, und Anette Riesinger von der städtischen Caritas. Im zurückliegenden Jahr gab es heftige Diskussionen um die Sanierung einer Gemeinschaftsunterkunft für 500 Flüchtlinge. „Uns ist bewusst geworden, dass es einen Dialog darüber braucht, wie wir mit den Menschen, die zu uns kommen, umgehen wollen. Es tut unserer Stadtgesellschaft gut, sich damit auseinanderzusetzen“, beschreibt Dembski den Anlass der Bewerbung. Von Demonstranten eines Pegida-Ablegers ist die Stadt indes weitgehend verschont geblieben. In den letzten Monaten wurden Deutschlehrer, Pastoren und Beratungsstellen aufgesucht, um in Kontakt mit Geflüchteten zu kommen, die ihre Geschichte erzählen wollen. Um ein Gefühl für das Gesagte zu bekommen, führen die drei Frauen mit jedem ein ausführliches Interview. Die Vorbereitung beschreiben sie als „Sisyphos-Arbeit“, weil so viele Kleinigkeiten zu bedenken sind – die Suche nach Übersetzern oder ein Abholservice für die älteren Zeitzeugen etwa. Anders als in Königstein, finden in der 54 000-Einwohnerstadt Greifswald zwei öffentliche Veranstaltungen statt, die jeder besuchen kann. Einmal zur Kulturnacht im September und eine Woche darauf in Anette Riesingers Quartiersbüro, gelegen inmitten eines Plattenbaugebietes im Südosten der Stadt.

Die Arbeitslosenquote im Stadtteil Schönwalde II ist hoch. Zuletzt gab es Übergriffe gegen ausländische Studierende. Ihr Wohnheim steht in der Makarenkostraße. Außerdem wurde in den Briefkasten des islamischen Kulturzentrums Schweinefleisch geworfen. Beide Häuser liegen direkt gegenüber und in unmittelbarer Nachbarschaft zum Quartiersbüro. Auch

rechtsextreme Graffitis oder gelbe Aufkleber mit der Aufschrift „Landkreis Vorpommern-Greifswald: Ein Ort für Neonazis“ sind im Stadtteil zu finden. Gegen die Bibliotheksidee habe es aber bisher noch keine Proteste gegeben. „Alle Beteiligten müssen sich aufeinander einlassen, weil es eine sehr persönliche Begegnung ist.“ Niemand könne in der Masse der Anonymität verschwinden, wie es oft bei Podien mit großem Auditorium der Fall ist.

Gleichlautende Verschlossenheit

Regine Leuser ist einem Aufruf in der Zeitung gefolgt. „Ich bin 1941 geboren, das muss man wissen, sonst kann man sich das Ganze gar nicht richtig vorstellen“, erklärt sie einleitend. Auf Anraten des Vaters verließ die Familie Ostpreußen im Herbst 1944. Mit einem Zwischenstopp erreichten sie die Verwandtschaft in Treuenbrietzen nahe Berlin. Noch vor Ende des Krieges zog es die Mutter weiter nach Westen. Zu Fuß durchquerten sie die Märkische Heide, bis die Kapitulation zum Umkehren bewegte. Nach drei Jahren des Wartens auf den vermissten Vater nahm die Mutter eine Lehrerstelle in Württemberg an. „Sie wollte nicht kommunistisch unterrichten“, erklärt Leuser heute. Die Beschreibungen der 77-Jährigen sind sehr präzise, ihr Auftreten wenig emotional. Ihr graues Haar hat sie zu einem Dutt gebunden. Die türkisfarbene Bluse ähnelt der Farbe ihrer Augen.

In Württemberg habe man sich davor gehütet, seine Erlebnisse preiszugeben. Leusers verstorbener Ehemann habe ihr das von Beginn an nahegelegt: „Sag bei mir Zuhause nicht gleich, dass du Flüchtling bist.“ Gleiches galt für die sogenannten Russlanddeutschen, die seit 1991 nach Württemberg kamen. Die Diskussionen gleichen den heutigen. Deshalb habe die Geschichtsaufklärung oberste Priorität. Damals wurden Flugblätter gedruckt, um die Geschichte der Spätaussiedler zu erläutern. „Wissen Sie“, fährt Leuser fort, „wir haben jetzt eine ungewöhnlich lange Friedenszeit. Früher waren Flüchtlinge eigentlich selbstverständlich, weil die Kriege näher beieinander waren.“

Sie ähnelt einer Vortragenden, die aus einem Buch rezitiert. Mit der begrenzten Erzählzeit könne die erfahrene Lehrerin gut umgehen. Viel wichtiger sei dagegen die Motivation, die ihre Zuhörer mitbringen. Leuser denkt dabei vor allem an das jüngere Publikum. „Alles, was einem lehrhaft

aufgedrängt wird, fällt wie ein Saatkorn auf unfruchtbaren Boden. Sie müssen die Jugendlichen vorher motivieren, durch irgendeinen pädagogischen Trick. Meine Meinung!“

Wenn man in der Geschichte zurückschaut, werde deutlich, „dass wir immer aufeinander angewiesen sind“. Die Frage, ob sie über ihre Flucht schon oft erzählt hat, lässt die sonst so resolute Dame kurz stocken: „Zum zweiten Mal.“ Die fünf Kinder waren wenig interessiert, „was ich ihnen nicht verübeln kann“. Ihre Erinnerungen hält sie seit Längerem in einem Tagebuch fest. Sie ist froh, dass es mehr Interessenten werden. Seit sieben Jahren lebt sie nun in Greifswald. „Die Erzählungen meiner Mutter über das Ostseeland waren dermaßen emotional, dass ich mir im Alter die Freiheit genommen habe und zurückgekommen bin. Von meiner Verwandtschaft versteht es kein Mensch.“

Über die Stationen einer Flucht

Ob sie die heutigen Flüchtlinge an ihre eigene Geschichte erinnern? „Ja“, unterbricht sie voreilig, „unbedingt“. Vor allem weil Leuser die gleichlautenden Sätze wiedererkennt. „Warum seid ihr nicht dort geblieben?“, habe sie als Kind auch immer gehört. So wie Samer Sanyuor. Er ist dankbar, dass er stellvertretend für viele andere darüber sprechen darf, warum er nach Deutschland kam. „Es gibt einen großen Krieg und viele Länder haben ein Interesse in Syrien“, fasst er die Situation seines Heimatlands zusammen.

Er könne die Debatten um die große Zahl der Flüchtlinge in Deutschland durchaus nachvollziehen, verweist aber auf den Libanon. Schätzungsweise 1,3 Millionen Syrer haben im Nachbarland Schutz gefunden, vielleicht sind es auch viel mehr. Seine 15-tägige Reise nach Deutschland zeichnet Sanyuor mit dem Zeigefinger auf der Tischplatte nach. Ab und an sucht er nach dem passenden deutschen Wort und wiederholt jede Frage mit eigenen Worten, um sicher zu sein, alles richtig verstanden zu haben.

Mit dem Boot eines Schleppers floh er über die Türkei nach Griechenland. Von dort ging es weiter nach Mazedonien, Serbien und Ungarn. Die Grenze mussten sie zu Fuß überqueren, erzählt er. Ein Zug aus Budapest brachte ihn schließlich über Wien nach München. Es ist der gängige Weg nach Mitteleuropa. Die Situation in anderen Ländern sei schwierig, weil sie Flüchtlingen beispielsweise keine Sprachkurse anbieten. Sanyuor fühlt sich wohl in Deutschland, will eine Ausbildung anfangen oder studieren. An eine Rückkehr in seine Heimat glaubt der 27-Jährige nicht, obwohl sie ihm fehlt. „Ich hoffe, dass der Krieg aufhört“, sagt er mit leiser Stimme, fast schüchtern.

Die Schatten der Vergangenheit

Zwischen alten und jungen Erzählern gibt es einen großen Unterschied. „Die Älteren hatten ihr ganzes Leben lang Zeit, das Geschehene zu reflektieren“, so Koordinatorin Christine Dembski. Jene, die erst kürzlich aus Ländern des Nahen Osten geflüchtet sind, halten sich mehr an Fakten und gehen ihre einzelnen Stationen durch. Trotz des großen Interesses an dem Projekt gab es auch Absagen. Das psychosoziale Zentrum habe beispielsweise interveniert. Dass das Format auch negative Bilder einer Flucht reproduzieren kann, dessen ist sich Dembski bewusst. Selbst ältere Menschen hätten am Telefon geweint, erinnert sie sich. Deshalb haben sie eine Trauma-Spezialistin in ihr Team geholt.

Mit kritischen Fragen müsse man ohnehin rechnen, so Dembski. „Es wäre schön, wenn dieses Format auch diejenigen anspricht, die die politische Bildung sonst weniger erreicht“, hoffen die Greifswalderinnen. „Die Teilnehmer sollen verstehen, wie unterschiedlich die Gründe einer Flucht sein können und dass die aktuellen Flüchtlinge nur ein Teil des großen Ganzen sind. Vielleicht erkennt der eine oder andere sogar, dass auch die eigenen Großeltern dazugehören.“ Ansonsten werden Hugo Jensch und Regine Leuser kräftig nachhelfen.

Anzeige

Opfer...?!

3. LandesPräventionstag Sachsen
2016
20. & 21. Oktober im CCL Leipzig

www.praeventionstag-sachsen.de

3. LandesPräventionstag Sachsen

Stadt Leipzig

LandesPräventionsrat Sachsen
Einer mit Allen!

www.lpr.sachsen.de